

CHRISTIAN DITTLOFF

Niemehrzeit

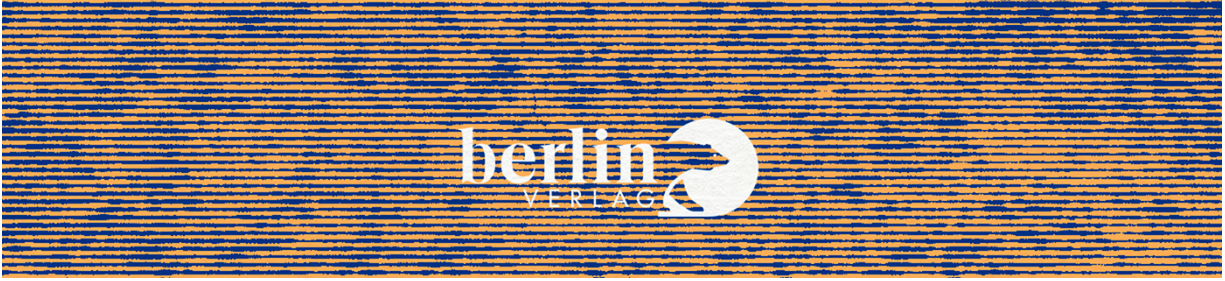
DAS JAHR DES ABSCHIEDS
VON MEINEN ELTERN



CHRISTIAN DITTLOFF

Niemehrzeit

DAS JAHR DES ABSCHIEDS
VON MEINEN ELTERN



*Mehr über unsere Autor*innen und Bücher:*

www.berlinverlag.de

© Berlin Verlag in der Piper Verlag GmbH,
Berlin/München 2021

Konvertierung auf Grundlage eines CSS-Layouts von
digital publishing competence (München) mit abavo vlow
(Buchloe)

Covergestaltung: zero-media.net, München

Covermotiv: privat

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten.

Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken. Die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ist ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

Inhalte fremder Webseiten, auf die in diesem Buch (etwa durch Links) hingewiesen wird, macht sich der Verlag

nicht zu eigen. Eine Haftung dafür übernimmt der Verlag nicht.

Inhalt

Cover & Impressum

DAS EIS BRICHT

WAR DAS DIE ZEIT?

FALLS MAL WAS IST

VATER, FAKTISCH BETRACHTET

VADDERN UND DAS WIE-WO-WAS

STECKRÜBEN

TAKE IT EASY

DAS LICHT DIESER WELT

KÄNGURUS

EISSCHOLLEN VOR HAWAII

IM NORDEN REGEN

GESCHWISTERWUNSCHKONZERT

HIRNAUSHÖHLENDES BEAMTENDEUTSCH

SCHLÄFST DU, MAMA?

MUTTER, FAKTISCH BETRACHTET

DER TRICK MIT DEM ROHEN EI

TSCHÜSS, BIS MORGEN!

ALLEINSAMKEIT

EUPHORISCHE REDEN AUFS LEBEN

GELB UND GRAU UND GRÜN UND BLAU

DIE DUNKLE KAMMER
NIEMEHRLAND
KAMILLENTÉE WIRD MEIN SIGNATURE-DRINK
LIVING LA VIDA LOCKER
KEINE ZEIT IST VERLOREN
VERDAMMT NOCH MAL ALLES
ORGANSEELE
DOPPELREALITÄT
EIN DÖNER IN LEIPZIG
HAWAII
NEGATIVE FÄHIGKEIT
LIES ES MIR VOR!
DIE HABEN'S GESCHAFFT
WARUM HAST DU EINEN GEHWAGEN?
SCHICHTEN, GESCHICHTEN
ERINNERUNGEN ZAPFEN
DAS PUBLIKUM DER TRÄNEN
SIE HABEN IHR ZIEL ERREICHT
DAS BUCH WÄCHST IMMER WEITER
Nachweise

Das Leben ändert sich in einem Augenblick.

Joan Didion

Nie mehr, nie mehr!

Roland Barthes

Jetzt weiß ich, dass der Roman unmöglich ist.

Annie Ernaux

Ich nehme mir vor, über mich selbst zu schreiben.

Aber so, wie ich es eigentlich wollte, wird es doch nicht.

*Was man empfindet und denkt, auch wie man selbst ist,
das behält man doch am besten für sich.*

I. S.

Abschied von den Eltern

Goodbye family

Ihr könnt mich nicht mehr ändern

Ich habe euch besiegt.

Tocotronic

DAS EIS BRICHT

Ingrid schloss den Schirm, klopfte sich Schnee von Ärmeln und Schultern und richtete ihren Mantelkragen auf, als sie unter das Dach des S-Bahnhofs Bergedorf trat. Seit fast zwei Monaten herrschte Dauerfrost in Hamburg, sogar die Alster war zugefroren, doch bisher hatte sie sich nicht aufs Eis getraut – sie konnte nicht schwimmen. Von Weitem sah sie den blonden Jungen. Er war nicht besonders groß oder schön, wirkte aber irgendwie aufgeweckt, und sie schienen denselben Rhythmus zu haben, denn sie sah ihn nicht zum ersten Mal auf dem Bahnsteig in Richtung Innenstadt.

Seit drei Monaten machte sie eine Ausbildung zur Bürokauffrau. An der Arbeit gefielen ihr die Aussicht auf eine Schlüsselrolle, die sie schon bald innerhalb der Firma einnehmen sollte, weil alle Anfragen über sie liefen, sowie die Regelmäßigkeit des Einkommens, was zumindest einen Schritt in Richtung der angestrebten Unabhängigkeit bedeutete. Ebenfalls gefiel ihr das professionelle und formelle Miteinander, das so ganz anders war als bei ihr zu Hause, denn sie kam, wie man so sagte, *vom Dorf*. Obwohl ihre Mutter ursprünglich aus der Stadt war und deren Cousine sogar als

feine Dame mit Verbindungen in Kulturkreise galt. Jedoch hatte sich ihre Mutter für ein Leben auf dem Land entschieden, nachdem sie vor dem Krieg auf einem Hof gearbeitet und sich in den Sohn des Bauern verliebt hatte. Diesen Fehler würde Ingrid nicht machen. Man musste aufpassen, auf wen man sich einließ.

In der S-Bahn schlug sie die Zeitung auf. Die Hamburger Sturmflut jährte sich. Wie schnell doch die Zeit verging. Im letzten Februar hatte sie noch nicht gewusst, dass sie heute einen Arbeitsplatz haben würde, damals besuchte sie ja noch die Schule. Das Hochwasser hatte auch ihren Keller erreicht. Zum Glück hatten sie nicht näher am Deich gewohnt, und so waren sie vom größten Ausmaß der Tragödie verschont geblieben. Mit ihren Eltern, Geschwistern, Onkeln, Tanten und Cousinen hatten sie Keller und Erdgeschoss des Hauses, so gut es ging, ausgeräumt und waren im ersten Stock zusammengedrückt. Es war ganz schön eng geworden. So eng, dass gewisse Unterschiede zwischen ihr und ihrer Familie überdeutlich wurden. Manchmal dachte Ingrid: Schade, dass die Zeit, in der ich Nützliches von Mutter und Vater lernen konnte, vorbei ist. Wie ein Hindernis auf dem Weg zum eigenen Glück kamen ihr die Eltern dann vor. Nicht erst zu diesem Zeitpunkt hatte sie den Entschluss gefasst, ihr Elternhaus so bald wie möglich zu verlassen.

Sie wollte gerade umblättern, da bemerkte sie, dass sich der blonde Junge neben sie gesetzt hatte, einfach so.

Hans zitterte ein bisschen, dabei fror er eigentlich nie. Ob das von der Aufregung kam? Er hatte das Mädchen seit bald drei Monaten immer mal wieder erspäht, einmal hatte sie ihm sogar mit einem Groschen am Fahrkartenautomaten ausgeholfen, doch so richtig zurückgeschaut, sodass er sich wirklich gemeint fühlte, hatte sie bisher nicht.

Er sollte seine Lehre zum Bankkaufmann bald als einer der besseren Auszubildenden abschließen und freute sich auf höhere Aufgaben. Am Wochenende tanzte er zur Musik der Beatles, er hatte sogar eines ihrer Konzerte im Star-Club miterlebt. Seine Mutter mochte es nicht, wenn er spät heimkam, umso mehr genoss er die losgelöste Musik. Über seinen Vater wurde nicht viel gesprochen, er war kurz vor Kriegsende gefallen. Unter der Woche fuhr Hans jeden Tag mit der S-Bahn bis zur Sternschanze. Er blickte dann aus dem Fenster über die längst vertraute Szenerie. Überhaupt betrachtete er alle Dinge mit der ihm angeborenen Begeisterung. Doch in den vergangenen Wochen waren Felder, Wege und Lagerhallen zugeschnitten, ein einziges, flaches Weiß. Er blickte sich um, sah das Mädchen am anderen Ende des Ganges sitzen. Mit flatterndem Herzen stand er auf, ging quer durch den Waggon und setzte sich neben sie. Er lächelte kurz, dachte, dass das sicher dumm aussähe, und verschluckte eine

Begrüßung. Er tat so, als würde er etwas in ihrer Zeitung mitlesen, und sah sie verstohlen an. Ihre Haut war glatt, sie hatte weiche Gesichtszüge, eine fein konturierte Nase und dunkelblaue Augen. Auf einmal bewegten sich ihre Lippen.

Können Sie alles gut lesen?

Ja, danke, sagte er grinsend, es geht ganz gut.

In den folgenden Tagen fuhren sie gemeinsam, wenn sie sich am Bahnsteig trafen, schließlich verabredeten sie sich für eine feste Zeit, trafen sich bald jeden Morgen um Viertel vor acht. Hin und wieder halfen sie sich gegenseitig mit dem Fahrkartengeld aus, oft lasen sie beide in Ingrid's Zeitung und unterhielten sich über das Geschehen. Beide hatten sie immer einen Spruch auf den Lippen, darin standen sie sich in nichts nach. Sie fanden Gefallen aneinander. Eines Tages fragte Hans Ingrid, ob sie nicht gemeinsam nach der Arbeit zur Alster fahren sollten, die sei noch immer vom Eis bedeckt. Als sie sich am Jungfernstieg trafen, waren sie angenehm nervös, so eine Nervosität, die manche Ängste vergessen ließ und die anderen schürte. Vorsichtig betraten sie zusammen das Eis und schlichen in der Dämmerung des frühen Abends bis in die Mitte des Flusses, hatten freie Sicht auf das illuminierte Kaufhaus und das Hotel Atlantic, von vielen das weiße Schloss an der Alster genannt. Menschen glitten auf Kufen an ihnen vorbei, Kinderlachen, Eltern, die Schlitten zogen. Hans rutschte aus,

konnte sich aber an Ingrids Arm festhalten, die erstaunt war über ihre eigene Kraft.

Das war ein guter Eisbrecher, sagte er, und Ingrid lächelte sanft, als er ihr noch näher kam.

Ach, Hans, sagte sie mit diesem Ernst, dessen Bedeutung er ein Leben lang zu fassen suchte, das Eis ist doch längst gebrochen.

Es fällt mir schwer, diese Szene über meine Eltern zu schreiben, denn es wird schnell deutlich: Ich denke sie mir aus. Das Bild verblasst, die Geschichte zerfällt, die Wörter büßen ihre Bedeutung ein. Zwar weiß ich aus Erzählungen, dass es in etwa so gewesen sein muss, sowohl mein Vater als auch meine Mutter haben ihr Kennenlernen ähnlich beschrieben. Und doch habe ich das Gefühl, mit Worten nicht an die Erinnerung heranzukommen. Dies ist nur *ein* Anfang.

In dieser Phase des Schreibens ver falle ich in einen Rechercherausch. Im Internet forsche ich beispielsweise nach dem S-Bahn-Modell, das 1963 auf der Strecke vom Hamburger Südosten bis ins Zentrum gefahren ist. Die Waggons waren beige und blau, die heutigen sind weiß und rot. Damals waren die Sitzpolster mit blauem Leder bezogen, heute wird eine mit Stoff bespannte Kunststoffschale verwendet. Ich versuche sogar, herauszufinden, zu welchen Zeiten der Zug abfuhr, in

welcher Taktfrequenz. Auch wenn ich die exakte Zeit gar nicht nenne, verbringe ich Stunden mit der Fahrplanrecherche. Ich möchte nachvollziehen, ob meine Eltern um 7:46 oder um 7:54 die S-Bahn nehmen, was gäbe ich darum, auf die Uhr zu blicken, auf die sie geblickt haben, das leise Ticken der Zeiger zu hören, ich möchte, dass meine Gedanken ihre Gedanken wiederholen. Deshalb schreibe ich die Hamburger S-Bahn an. Die freundliche Antwort mit den angehängten Plänen ist wie eine Botschaft aus dem Jenseits. Dann möchte ich wissen, wie sich das Leder anfühlt. Überstürzt breche ich nach Hamburg auf und sehe mir nach einigen Telefonaten und sentimentalen Bitten einen alten Wagen in einer musealen S-Bahn-Lagerhalle an. Ich berühre das Leder, nähere mich der Sitzbank mit der Nase, atme den Geruch tief ein: modrig und vanillig zugleich. Eine literarische Recherche, die darauf abzielt, eine genaue Vorstellung von einer Zeit, einem Ort oder einer Begebenheit zu bekommen, damit ich ein detailgetreues Bild erhalte, sie authentisch beschreiben kann. Für mich unterscheidet sich diese Recherche allerdings von allen vorangegangenen, da diese Details mit mir verbunden sind. Die Dinge, die zum Leben meiner Mutter und meines Vaters und später zu ihrem gemeinsamen Leben gehörten, haben sie als Personen geprägt, die dann wiederum mich geprägt haben, zwanzig Jahre nach ihrem Kennenlernen.

Um diesem Kennenlernen eine Art emotionalen Soundtrack zu verpassen, recherchiere ich die Musik, die 1963 in Deutschland gehört wurde, die nationalen und internationalen Lieder der Hitparade. Im Internet finde ich Listen der US-Billboard-Charts und auch die Lieder, die in Deutschland die Hitparaden des Jahres dominierten. Nachdem ich in fünfzig, vielleicht auch hundert Songs reingehört habe, stelle ich eine Auswahl zusammen, von der ich glaube, dass sie meinen Eltern gefallen hätte, auch weil einige der Stars in ihren späteren Erzählungen auftauchten. Allen voran *You'll Never Walk Alone* von Gerry & The Pacemakers, das auf der Beerdigung meines Vaters gespielt wurde, und Skeeter Davis' *The End Of The World*, ein schmachtvolles Stück, in dem die Interpretin davon singt, dass die Trennung von einer geliebten Person dem Ende ihrer Welt gleichkommt.

*Why does the sun go on shining?
Why does the sea rush to shore?
Don't they know it's the end of the world?
'Cause you don't love me anymore.*

Obwohl die Sängerin das Ende einer romantischen Liebe zu besingen scheint, bleiben die Strophen (typisch für Popmusik) so unkonkret, dass der Text auch die Trauer um eine nahe Person, die sich aus dem Leben *verabschiedet* hat, meinen

könnte, und deshalb hat er eine eigene Bedeutung für mich entwickelt.

In den folgenden Tagen höre ich das Lied in Endlosschleife. Morgens, wenn ich meinen Haferbrei koche und einen Apfel hineinreibe. Auf dem Weg ins Büro mit dem Fahrrad durch Neukölln, wenn der schläfrige Klang des Liedes auch meine Geschwindigkeit drosselt. Am Abend, wenn ich auf dem Laufband des Fitnessstudios durch die bodentiefe Fensterwand in den sich verdunkelnden Park blicke, bis die Bäume nicht mehr von der Nacht zu unterscheiden sind, bis das Lied ganz Teil der Erinnerung an meine Eltern geworden ist.

Wenn ich an diese Szene auf dem Eis denke, in der mein zwanzigjähriger Vater von meiner siebzehnjährigen Mutter festgehalten wird, sie einander anlächeln, sich näherkommen und schließlich das erste Mal küssen, stelle ich mir vor, dass *The End Of The World* im Hintergrund spielt, wie in einem Film. Und wie in einem Film erklingt die Hintergrundmusik nicht für die darstellenden Liebenden, sondern für uns, die wir die Szene betrachten, Musik lässt uns die Gefühle des Liebespaares nachempfinden.

Ich stelle mir vor, wie mein Vater ins Eis einbricht, so wie er mit seinem Tod, auf den Tag genau sechsundfünfzig Jahre nach der

Hamburger Sturmflut, aus dem Leben meiner Mutter gebrochen ist, so plötzlich von der Oberfläche verschwand.

An der Oberfläche der Worte, aus denen diese Erinnerung besteht, unterscheidet sich ein Roman nicht von der Realität. Der Unterschied liegt in dem Umstand, dass unter der dünnen Schicht der Worte eine persönliche Wahrheit liegt. Unter dem Text liegt die Trauer um meine Eltern, mein verschwommenes Gefühl. Es gewinnt erst dadurch an Klarheit, dass ich das Lesen mitdenke, ein Gegenüber, einen Menschen. Insofern bist Du, liebe Leserin, lieber Leser, längst ein Teil dieser Geschichte.

WAR DAS DIE ZEIT?

Das Telefon klingelte zu früh.

Man weiß, dass man gemeint ist, auf eine bisher ungekannte Art vom Tod berührt, man spürt es am ganzen Körper, im Außen und Innen, wenn die Eltern sterben allemal, dann vibriert jede der Zellen, die aus zwei einzelnen hervorgegangen ist.

Ich schlug die Augen auf. Es war bereits hell, wenn auch noch nicht lange. Kurze Orientierung. Wochentags, etwas nach acht. Neben mir lag C. Auf dem Display die Nummer, die ich niemals vergaß, weil sie die Nummer meiner Eltern und früher auch meine gewesen war. Irgendwann hatte ich den Kontaktnamen *Zu Hause* in *Mama und Papa* geändert, das ging mir durch den Kopf, noch während das Telefon klingelte.

Hallo?

Guten Morgen, mein Chrischi.

Meine Mutter klang wackelig, aber gefasst, dabei seltsam offiziell. Sie atmete falsch. Ihre Lunge ein Luftballon mit Löchern, das war sie ja ohnehin.

Papa ist heute Morgen friedlich ... eingeschlafen.

Ach, Mama.

Ich weiß nicht mehr genau, was ich dann sagte, aber ich erinnere mich an ein Kippschaltergefühl – auf einmal lief ein neues Programm. Ich sagte ihr, ich käme noch am selben Abend, ich müsse zuerst den Kopf frei kriegen, vorbereitet sein.

Der Blick von C. zeigte mir dann, was eigentlich passiert war. Zwischen unseren Augen ein elektrischer Fluss. Ich erkannte den Schock in meinem Gesicht in der Art, wie sie mich ansah. Ich nahm die Traurigkeit aus ihren Augen in meine auf. Sie wischte sich eine Träne aus dem Augenwinkel und führte den Finger an mein Gesicht, platzierte die Träne. Ich kniete mich vor das Bett und legte den Kopf auf die Matratze. Sie strich mir durch die Haare. Ich schämte mich, dass sie unter dem Druck stand, tröstende Worte zu finden. Ich jammerte, ich artikulierte laut und rund, mit großen Vokalen, in deren Öffnungen ich *lief*, wie in einen dunklen Tunnel, *fiel*, wie in ein Loch. Ich sagte nur einen Satz: Ich will das nicht so.

Bevor ich nach Hamburg fuhr, gingen wir noch zusammen über das Tempelhofer Feld, Februarschlendern, das krächzende Canto der Krähen. C. buchte mir ein Zugticket, weil meine Finger zitterten. Der Himmel war grau, das Gras sah verbrannt aus, obwohl es erfroren war. Wir sagten nicht viel. Ich hatte das Gefühl, dass mein Sprechen mich in eine Hoffnung führen wollte, die ich gar nicht spürte. Bevor ich ging, zog sie mich zu sich, küsste mich und drückte mir eine Brotdose in die Hand. Du wirst Hunger bekommen.

Ich setzte mich in den Speisewagen. Ich erinnerte mich an einen Artikel, der den Speisewagen als das Kaffeehaus von heute beschrieb, in dem sich die Kulturmenschen tummelten. Bisher war ich nur selten welchen begegnet. Ich bestellte ein Bier und ein Stück Butterkuchen. Das Bier wirkte weniger beruhigend als erhofft. Vielmehr machte es mich unsicher. Der Butterkuchen war warm und klitschig, so wie meine Mutter ihn mochte.

Das neue Album von Tocotronic war gerade erschienen. Der Text eines Liedes auf einmal mit neuer Bedeutung. Die warme Stimme Dirk von Lowtzows:

*Dein Tod war angekündigt,
das Leben ging dir aus.
Unwiederbringlich
schlich es aus dir hinaus.
Du lagst im Krankenzimmer,
ich saß im ICE.
Auf dem Weg nach Hause,
durch Felder voller Schnee.*

Der Blick in die Filmrollen-Schneelandschaft, die Hand am KöPi. Ich spielte mit den Fingern an dem weißen Papierkragen, der den Schaum auffangen sollte.

Zum letzten Mal lebendig gesehen habe ich meinen Vater an seinem Geburtstag zwei Wochen zuvor. Die beste Freundin meiner Mutter und ich besuchten ihn im Krankenhaus. Meine Mutter selbst war krank an diesem Tag, wie auch an den meisten anderen Tagen und Wochen und Monaten der letzten Jahre. Von Schläuchen und Maschinen, dem Geruch, dem Muster des Nachthemds und den vom Liegen entstandenen Druckstellen in seiner Haut brauche ich nicht weiter zu erzählen, das sind die universellen Requisiten des Todes.

Ich brachte ihm die *Känguru-Chroniken* und kandierte Ingwerstäbchen mit. Und ich zeigte ihm das Cover meines bald erscheinenden ersten Romans, für das der Verlag und ich uns gerade entschieden hatten. Er nahm den Ausdruck, den ich auf seinem Tintenstrahldrucker gemacht hatte, in die Hand und nickte. Freundinnen und Freunde sagten mir später, dass es doch schön sei, dass mein Vater den Entwurf kurz vor seinem Tod noch gesehen habe, so als hätte er ihn mitnehmen können, irgendwohin. Ich bin da hin- und hergerissen, denn einerseits spendet dieser Gedanke Trost, andererseits aber ist das ein Wunsch nach erzählerischer Verfriedlichung, die meine Gefühle abschirmt.

Im Krankenzimmer überfiel mich eine heftige Übelkeit, ich ließ meinen Vater und die Freundin allein und übergab mich auf der Besuchertoilette. Durch den Druck stiegen mir Tränen

in die Augen. Ich sammelte mich, steckte mir einen Hustenbonbon in den Mund, ging zurück. Erzählte meinem Vater vom Fahrrad, der Frühling stand vor der Tür, da musste man vorbereitet sein. Fahrradfahren, das war immer ein sicheres Thema mit ihm, man konnte den emotionalen Autopiloten sprechen lassen, mein Vater war geübt darin, leidenschaftlich arbeitete er ein Leben lang an Fahrrädern, reparierte sie in der Garage, als meine Eltern noch das Haus hatten. Er konnte Fragen anhand eines inneren Katalogs stellen: Ist die Kette geölt, was ist mit der Nabenschaltung, dein Rad ist registriert, oder? Und so hatten wir für ein paar Minuten etwas zu besprechen, mit dem wir uns sicher fühlten und das zwischen den Zeilen Raum ließ für Ungesagtes.

Da meldete sich mein Magen schon wieder. Irrsinnige Krämpfe und das Gefühl, die Kontrolle über das Innere zu verlieren. Sehe ich meinen Vater gerade das letzte Mal? Oder deute ich das nur nachträglich hinein, da ich den Ausgang kenne? Mein Bauch gab ein lautes Geräusch von sich, und selbst mein Vater, der nun, nach meiner längeren Fahrradtour-Schilderung, dösend im Bett lag und vom Lärm der Beatmungsmaschine beschallt wurde, öffnete die Augen und blickte irritiert in meine Richtung. Ich sprang auf und eilte noch einmal zur Besuchertoilette, dankbar, dass sie nicht besetzt war.